

dtv

Asli Verkallen meldet ihren Mann Richard bei der Polizei als vermisst. Die junge Frau ist vollkommen aufgelöst. Hatte ihr Mann einen Unfall? Wurde er Opfer eines Verbrechens? Oder hat er wirklich eine Geliebte, mit der er durchgebrannt ist, wie die Polizei zunächst vermutet? Mit einem Mal geraten alle Gewissheiten in Aslis Leben ins Wanken. Doch ihre größte Sorge gilt ihrem Sohn: Keja ist dreizehn Jahre alt, Autist und kam ohne Gehör zur Welt. Wer würde ausgerechnet ihm den Vater nehmen? Ein vorsätzliches Verbrechen scheint undenkbar. Eine erste Spur führt Kommissar Paul Vegter und seine Kollegen zu Gemma van Son, mit der Richard tatsächlich ein Verhältnis hatte. Diese leugnet jedoch alles. Sie scheint etwas zu verbergen ...

»Ein spannender Krimi mit psychologischem Tiefgang und klug erdachter Geschichte. Nach diesem Buch werden sich die Leser garantiert auch auf die anderen Romane von Lieneke Dijkzeul stürzen.« (Crimezone)

Lieneke Dijkzeul hat bereits mehrere Romane veröffentlicht und gilt als eine der herausragenden Krimiautorinnen der Niederlande. Für ›Vor dem Regen kommt der Tod‹ ([dtv 21411](#)) wurde sie für den ›Gouden Strop‹, die bedeutendste niederländische Krimi-Auszeichnung, nominiert.

LIENEKE DIJKZEUL

IN DER STILLE
DER TOD

Kriminalroman

Aus dem Niederländischen
von Christiane Burkhardt

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Lieneke Dijkzeul
sind im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:
Schweigende Sünde (21356)
Vor dem Regen kommt der Tod (21411)

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
finden Sie auf unserer Website
www.dtv.de**



Deutsche Erstausgabe 2015
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
© 2012 Lieneke Dijkzeul
Titel der niederländischen Originalausgabe:
›Wat overblijft‹ (Ambo/Anthos Uitgevers, Amsterdam 2012)
© 2014 der deutschsprachigen Ausgabe:
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlaggestaltung: Wildes Blut,
Atelier für Gestaltung, Stephanie Weischer
unter Verwendung von Fotos von Arcangel
Images/Nik Keevil und Mohamad Itani
Satz: Greiner & Reichel, Köln
Gesetzt aus der Scala 9,75/12,5´
Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-21541-1

Für Bull

I

In seiner Reglosigkeit schien er geschrumpft zu sein, aber vielleicht war es auch die Haltung, die seine Schultern schmaler, seine Beine kürzer, ja sogar seine Hände kleiner wirken ließ. Er lag auf dem Rücken, den Kopf unbequem an den Nachttisch gelehnt, das Kinn auf der Brust, die rechte Hand auf dem Bauch und den linken Arm brav neben dem Körper. Die Beine in der Nadelstreifenhose wirkten, als hätte er sie entspannt von sich gestreckt, und das Licht der Deckenleuchte ließ eine dünne Staubschicht auf den glänzend braunen Schuhen erkennen. Auf dem hellblauen Hemd prangte ein riesiger hellroter Fleck. Aber vielleicht war er gar nicht mal so groß, wenn man berücksichtigte, dass er die Todesursache war.

Sie selbst hatte sich ebenfalls minutenlang nicht gerührt, so als hätte sich seine Starre in einer seltsamen Verbundenheit auf sie übertragen. Nur, dass sich ihr Brustkorb hob und senkte, während seiner reglos blieb, und ihr Verstand wieder einsetzte, ihr sagte, dass sie diese Starre durchbrechen musste. Ihre Atmung hatte ihr dabei geholfen: gieriges Schnappen nach Luft war jetzt wieder möglich. Die Atmung war das einzige Geräusch in der kleinen Küche, ja, im ganzen Haus.

Auch von draußen drang kein Laut herein. Der Wind, der noch am Nachmittag das tote Laub von Bäumen und Sträuchern laut raschelnd vor sich hergejagt hatte, war wieder abgeflaut. Er hatte an den Dachziegeln gerüttelt und das Gebälk krachen lassen und so das Haus zum Leben erweckt. Jetzt hüllte es sie stumm und feindselig ein.

Es war niemand da, der ihr bei dem, was nun geschehen musste, helfen konnte. Und das war so viel, dass sie gar nicht wusste, wo sie anfangen sollte.

Der Kühlschrank meldete sich: ein tiefes Brummen, das in ein monotones Summen überging. Der Kühlschrank funktionierte, und auch sie musste funktionieren. Los!, sagte ihr Verstand. Das Wichtigste zuerst, dann läuft der Rest wie von selbst.

Er musste weg. Das war ihr von Anfang an klar gewesen. Und weil er wegmusste, würde sie ihn anfassen müssen.

Sie bückte sich, zögerte kurz und packte dann mit beiden Händen sein rechtes Handgelenk. Noch nie zuvor hatte sie einen Toten berührt. Nicht einmal ihre Großmutter, obwohl sie den kleinen, hutzligen Körper so sehr geliebt hatte. Doch seine Haut fühlte sich warm an, das Handgelenk kräftig und fest. Aber was hatte sie auch erwartet? Er war seit höchstens zehn Minuten tot. Oder seit zwanzig oder dreißig, so genau konnte sie das nicht sagen. Die Zeit vergeht schnell, wenn viel passiert.

Hysterie drohte auch noch ihren letzten Rest Selbstbeherrschung zu zerstören, und sie biss die Zähne zusammen. Nur die Ruhe bewahren! Tu, was du tun musst!

Sie zog.

Schon das Gewicht seines Armes überraschte und warnte sie vor dem, was folgen würde. Sie spannte die Muskeln an und zog fester. Er bewegte sich gerade mal so weit, dass sein Kopf mit einem dumpfen Knall auf dem Steinboden

landete. Sofort ließ sie los. Sein Arm fiel nach unten, sein Ehering klirrte auf den Fliesen.

O Gott, ich schaff das nicht! Sie umarmte sich selbst, als könnte sie das trösten, war aber nicht in der Lage, den Blick von seinem Gesicht abzuwenden. Durch die Erschütterung hatte sich sein linkes Auge halb geschlossen, was seinem Blick etwas Lauerndes verlieh. Er musterte sie argwöhnisch – mit Recht. Sie stieß eine Mischung aus Schluchzen und Lachen aus, bückte sich und packte erneut das rechte Handgelenk.

Nach einer gefühlten Ewigkeit hatte sie ihn so gedreht, dass sein Kopf zur Haustür zeigte. Jetzt konnte sie sich rittlings über ihn stellen und beide Handgelenke packen. Keuchend vor Anstrengung versuchte sie die Entfernung zwischen Kopf und Tür zu schätzen. Mindestens drei Meter.

Sie würde es nicht schaffen. Er war über eins achtzig, wog ungefähr fünfundsiebzig Kilo. Das Gewicht eines Toten. Es war unmöglich, ihn nach draußen zu schleifen, nicht einmal über den glatten Fliesenboden. Aber selbst wenn ihr das gelingen sollte, wartete draußen der Plattenweg. Kleine, sandige Steinplatten, die zu seinem Auto führten.

Sie setzte sich auf den Barhocker vor der Küchentheke. Ein Nadelstreifenbein lag ihr im Weg, und in einer plötzlichen Wutausfällung trat sie dagegen. Das Bein bewegte sich, und sie dachte schon ... Aber sie konnte ihn schlecht mit Tritten hinausbefördern. Den Kopf in den Händen, stützte sie die Ellbogen auf den kalten Granit, roch den Schweiß in ihren Achseln und spürte den am Rücken klebenden Pulli.

Sie musste nachdenken, dringend nachdenken. Menschen transportierten schwere Lasten: Kühlschränke, Waschmaschinen, Wäschetrockner. Sie machten das mit

einer Sackkarre. Sie hatte keine Sackkarre. Aber eine Gartenkarre. Die stand nebenan in der Garage. Sie wiederholte es noch einmal schweigend, weil sie sich an diesen rettenden Strohalm klammern, sich einreden wollte, dass es für jedes Problem eine Lösung gab. Die Gartenkarre hatte vier Räder und war etwa einen Meter lang – ein richtiger Wagen, und damit viel besser als eine Sackkarre. Trotzdem würden immer noch mehr als achtzig Zentimeter überstehen.

Es war ein hoffnungsloses Unterfangen, denn selbst wenn sie es schaffte, ihn in die Gartenkarre zu packen und zum Auto zu schieben – was dann? Sie würde ihn nicht ins Auto hieven, geschweige denn mitsamt dem Auto im Fluss verschwinden lassen können. Aber er musste hier weg, auch wenn sie nicht mehr so genau wusste, warum. Konzentrier dich! Es hatte irgendwas damit zu tun, dass keine Spuren zurückbleiben durften, auch nicht in der Nähe des Hauses. Es musste so aussehen, als wäre es schon seit längerem nicht mehr bewohnt. Keine Spuren.

War er erst mal draußen, konnte sie drinnen Ordnung machen. Sie würde nicht das Geringste vergessen, aber das war nichts im Vergleich zu dem, was ihr jetzt bevorstand.

Sie ließ sich vom Barhocker gleiten und ging um die Leiche herum, ohne sie eines Blickes zu würdigen. Trotzdem nahm sie am Rand ihres Gesichtsfelds wahr, dass sein Sakko durch das Schleifen über den Boden verrutscht, der rote Fleck auf dem Hemd jedoch nicht größer geworden war. Tote bluten nicht.

Er wirkte ungepflegt. Seine Krawatte hing schief, und die Manschetten schauten viel zu weit unter seinen Ärmeln hervor: ein Kneipengänger, dessen Gesicht nach zu vielen, hastig hinuntergekippten Schnäpsen rot angelaufen ist. »Bring mir noch einen!« Auch wenn sein Gesicht nicht

mehr rot, sondern zu einer Farbe verblasst war, die sie nicht benennen konnte.

Sie öffnete die Haustür, trat in die Dunkelheit hinaus, fröstelte in der kalten Abendluft und ging dann nach rechts zur Längsseite des Hauses. Mit der Außenbeleuchtung im Rücken umrundete sie ihr Auto, öffnete das Tor der Garage und spähte hinein. Sie durfte hier kein Licht anmachen, denn die Garage war von der Straße aus einsehbar.

Die Gartenkarre lehnte hochkant an der Wand. Daneben stand der Rasenmäher. Sie durfte nicht vergessen, die Gartenkarre zurückzuräumen. Nicht vergessen, den Rasenmäher zurückzustellen. Musste sie die Räder der Gartenkarre reinigen? Eher nicht. Warum konnte sie sich mit solchen Sachen nicht aus? Weil sie noch nie über so etwas hatte nachdenken müssen. Meine Güte, was man sich alles merken musste! Aber der Anfang war gemacht, und bisher hatte sie sich tapfer geschlagen. Es gab keine Alternative und auch kein Zurück mehr.

Sie schob den Rasenmäher beiseite, griff nach der Gartenkarre und ließ sie draußen auf alle vier Räder fallen. Dann packte sie den Handgriff und schob die Karre auf zwei Rädern über den Gartenweg. Vor der Küchentür stellte sie sie ab. Sie wollte gerade ins Haus gehen, als ihr wieder einfiel, dass sie nicht in der Lage sein würde, die Leiche nach draußen zu schleifen.

Denk nach, verdammt! Die Karre musste zu ihm und nicht umgekehrt. Der Prophet und der Berg.

Sie zog die Karre über die Schwelle und schloss die Tür. Im Schein der Küchenlampe kam ihr das Transportmittel doch recht primitiv vor. Flecken und Kratzer unbekannter Herkunft befanden sich auf dem stumpf gewordenen Metall und Spinnweben an den Rädern. Ein vergessener Gegenstand.

Wieder packte sie seine Handgelenke. Es war nicht mehr so schlimm wie beim ersten Mal, weil sich die Haut nicht mehr so lebendig anfühlte, sondern kälter. Aber das war bestimmt nur Einbildung. Vielleicht lag es daran, dass er auf dem kalten Boden lag. Aber jetzt bloß nicht mehr denken, erst wenn es sein musste! Gehirn an und wieder aus. Von nun an würde sie einen *Gegenstand* in ihm sehen müssen. Einen Gegenstand, der ihr im Weg war.

Es war hoffnungslos. Kostbare Minuten verstrichen, bis sie bereit war, sich das einzugestehen. Einfach nur hoffnungslos. Mittlerweile klebte ihr die Jeans förmlich an den Schenkeln, und die Träger ihres BHs schnitten ihr unter dem verschwitzten Pulli schmerzhaft in die Schultern. Er war zu groß. Zu groß, zu plump und viel zu schwer. Eine formlose Masse. Wie konnten Menschen nur so eine Arbeit verrichten und mit Toten ringen? *Bestatter* – eine beschönigende Bezeichnung für eine ganze Reihe furchtbarer Dinge, die man tun musste. Sie konnte das nicht, wollte das nicht. Ihr kamen die Tränen, und ihre Nase schwellte zu. Sie ging in die Hocke, lehnte sich an den Unterschränk, fuhr sich mit dem Ärmel über die Nase und starrte auf die glänzenden Fliesen.

Sie hatte keine andere Wahl. Es war die Erschöpfung, die sie ans Aufgeben denken ließ. Die Karre war zwar zu klein für die Leiche, aber groß genug für deren Rumpf. Vielleicht war sie die Sache falsch angegangen. Vielleicht war es einfacher, ihn an den Beinen hochzuziehen als an den Schultern. Außerdem musste sie dafür sorgen, dass die Gartenkarre nicht wegrollte.

Sie stand auf und schob die Karre zwischen Leiche und Wand. Der Platz war gerade ausreichend. Warum war sie nicht früher darauf gekommen? Weil sie im tiefsten In-

nern immer noch Panik und Todesangst hatte. Weil ihr die Kehle immer noch wehtat und sie nur mit Mühe schlucken konnte.

Mit roher Kraft packte sie seine Knöchel, zerrte seine Beine nach oben und benutzte ihr Knie, um sie anzuwinkeln. Er war ein Gegenstand, nichts als ein Gegenstand.

Seine Beine landeten mit einem lauten Knall auf der Ladefläche, und die Wut schenkte ihr eine neue Eingebung: Sie stellte sich auf die schmale Seite, hob seine Beine erneut hoch, grub ihre Nägel in die eleganten dunkelgrauen Socken und zog, und zog und zog.

Es war fast wie ein Wunder: Obwohl die Gartenkarre mitrutschte, sorgte die glatte, metallene Ladefläche dafür, dass auf die Beine sein Po folgte, Millimeter für Millimeter. Irgendwann konnte sie nicht mehr weiter, stand mit dem Rücken zur Wand. Sie musste die Beine in die Senkrechte bringen, während ihr die Kante der Gartenkarre schmerzhaft in die Knöchel schnitt. Aber der Rumpf folgte, während sich seine angewinkelten Knie auf der Höhe ihrer Ohren befanden. Verbissen zerrte sie an seiner Hose – ihre Hände waren einfach zu klein, um seine Schenkel zu umfassen. Sie ließ die Hose los und entwand sich seinen Beinen.

Er lag jetzt bis zur Taille auf der Ladefläche, die Knie an die Wand gelehnt, den rechten Arm zwischen Wand und Karre, den linken am Boden, rechtwinklig zum Körper. Sie sah ihn an, wartete, bis sich Atmung und Puls wieder beruhigten. Er bot einen entsetzlichen Anblick. Sein Kopf war seltsam verdreht, der Mund halb offen. Sein Blick war mit einem zynischen Funkeln auf sie gerichtet und sein Jackett zerknittert und schmuddelig. Er sah aus, als wäre er in eine Rauferei verwickelt gewesen. Umso besser!

In der Stille vernahm sie das Klicken des Stundenzeigers. Abwegigerweise sah sie auf ihre Armbanduhr statt auf die an der Wand. Neun. Das dürfte hinkommen. Sie hatte gerade gekocht, als er hereingekommen war, hatte den Salat angemacht und das Fleisch mit Kräutern eingerieben. Bloß nicht daran denken! Die Zeit spielte schließlich keine Rolle. Einfach weitermachen!

Sie schob die eine Hand unter seine Schultern und die andere unter seinen Nacken, nahm zusätzlich den Fuß zu Hilfe, um ihn anzuheben, und kniete sich hin, als das nicht klappte. Ihr warmer Atem auf seinem Gesicht, der Duft seines Aftershaves, seine nachwachsenden Bartstoppeln und die Haare in seiner Nase: widerlich. Aber sie würde es schaffen.

Sie schaffte es nicht. Er lag auf der Gartenkarre, besser gesagt, sein Rumpf. Aber nicht sein Kopf und auch nicht seine Arme und Beine. Die Karre stand jetzt vor der Küchentürschwelle, doch sie schaffte es nicht, diese zu überwinden. Wenn sie an *ihm* zog, rutschte er wegen des glatten Untergrunds, über den sie gerade noch so froh gewesen war, herunter. Packte sie die Karre direkt zwischen seinen Beinen, schlug sein Kopf – der bleischwere Kopf, der viel schwerer war, als Köpfe eigentlich sein sollten – nach hinten auf die Schwelle. Und nicht nur sein Kopf, auch seine Schultern hingen nach unten.

Sie setzte sich der kalten Nachtluft aus, sah durch die offene Tür nach draußen. In keinem der anderen Häuser brannte Licht.

Ihr war etwas aufgefallen. Als sie die Gartenkarre aus der Garage geholt hatte, war ihr etwas ins Auge gefallen. Etwas, das ihr jetzt nutzen konnte. Was war das bloß gewesen?

Ein Seil.

Ein aufgerolltes dünnes Seil an einem Nagel. Damit würde sie seine Arme und Beine so zusammenbinden können, dass sein gesamtes Körpergewicht auf der Karre ruhte. Sie war nicht dumm, hatte für alles eine Lösung.

Sie stieg über ihn hinweg, verließ das Haus, schleppte sich zur Garage und nahm das Seil vom Nagel: Es war eher eine dicke Schnur, die schwach nach Teer stank. Auf dem Rückweg blickte sie zum Himmel empor, wo zwischen Wolkenfetzen bereits seit Jahrmilliarden tröstend die Sterne funkelten.

Sie legte ihm die Hände auf den Bauch, band sie an den Gelenken so fest wie möglich zusammen, machte eine Schlaufe um seine Knöchel, stellte sich hinter seinen Kopf und hängte sich mit ihrem ganzen Gewicht in das Seil. Langsam wanderten seine Beine nach oben. Auch sein Rücken krümmte sich, so als wollte er wieder aufstehen. Sein Kopf rollte auf dem Rand der Gartenkarre hin und her.

Noch so ein Fehler, der ihr allerdings erst auffiel, als sie versuchte, das Seil durch die Grifföffnung zu schieben. Die Seilrolle war zu dick. Sie hätte die benötigte Länge zuerst abmessen und das Seil dann entsprechend abschneiden müssen. Aber woher sollte man die richtige Länge kennen, wenn man noch nie zuvor jemanden zur Roulade gebunden hatte?

Vorsichtig lockerte sie das Seil. Die Beine senkten sich, der Kopf kam zur Ruhe. Mit vor Erschöpfung zitternden Händen wühlte sie in einer Schublade, fand die Küchenschere, schnitt das dünne Seil durch und räumte die Schere wieder weg. Jetzt bloß nicht ausruhen, das kommt später! Sie wickelte das Seilende mehrmals um ihre Hand und zog erneut daran.

Auf den ersten Metern stieg der Weg leicht an, bevor er zum Garten hin wieder abfiel. Sobald die Gartenkarre mit allen Rädern auf dem Pflaster stand, fuhr sie los, weg von ihr, als wäre sie motorisiert. Sie stoppte sie, holte das Seil ein und korrigierte den Kurs, von dem die Karre wegen eines hervorstehenden Steins abzukommen drohte.

Der Weg wurde eben, die Räder kamen zum Stillstand, woraufhin sie sich umdrehte und zu ziehen begann. Es war, als zöge sie einen Schlitten. Ein Eindruck, der sowohl durch die Kälte als auch durch ihren Wölkchen bildenden Atem verstärkt wurde. Nur dass auf diesem Schlitten kein jauchzendes Kind saß, und unter ihren Füßen kein Schnee knirschte.

Vor der Kühlerhaube seines Autos, das dort parkte, wo der Weg breiter wurde, blieb sie stehen. Spielte es irgend-eine Rolle, wo er liegen würde? Nein, hier war es passiert: Nichts Böses ahnend war er aus dem Auto gestiegen, und weil sich seine Augen noch nicht an die Dunkelheit gewöhnt hatten, hatte er seinen Angreifer, der ihm mit einem Messer auflauerte, nicht bemerkt. Sie sah die Szene immer deutlicher vor sich. Er war völlig überrumpelt worden und hatte sich vergeblich gewehrt. Ein Stich, und alles war vorbei gewesen. Er war hier zusammengebrochen und gleich darauf gestorben. Der Angreifer hatte ... Was genau hatte der Angreifer anschließend getan? Er hatte ihm den Geldbeutel gestohlen. Wer einen Überfall begeht, will Geld.

Sie bückte sich, zog so lange am Seil, bis er von der Lade-fläche glitt und halb auf die Seite fiel. Sie drehte ihn wieder auf den Rücken und tastete sich in der Dunkelheit am Seil entlang, bis er davon befreit war. Sie rollte es auf und steckte es in ihre Jeanstasche. Ihre Handflächen brannten, und ihre Finger fühlten sich dick und schwer an. Sie suchte

in seiner Hosentasche nach dem Geldbeutel und verstaute ihn in ihrer anderen Hosentasche.

Der Autoschlüssel.

Er steckte in seiner vorderen Hosentasche, und sie legte ihn neben seine rechte Hand.

Wie kaltblütig sie war! Wie eiskalt und besonnen. Besser hätte sie das auch von langer Hand nicht planen können. Vage dämmerte ihr, dass sie auch deshalb so euphorisch war, weil sie seit heute Mittag nichts mehr gegessen, sondern nur ein Glas Wein getrunken hatte. Aber das war nicht weiter wichtig. Hauptsache, die Euphorie war da und half ihr, das durchzustehen.

Jetzt zurück ins Haus, wo noch tausend Dinge erledigt werden mussten. Sie würde sämtliche Spuren verwischen, sie auslöschen. Nur schade, dass das nicht auch mit ihren Erinnerungen ging.

2

Er war mit der Straßenbahn bis zur Endhaltestelle gefahren, wenn auch aus Versehen, weil er kurz eingnickt war. Als er ausstieg – was er nur tat, weil der Fahrer ihn durchdringend ansah –, fielen ihm die Ferienhäuser wieder ein.

Es war eine Zeile aus acht Häusern, die alle auf ziemlich großen Grundstücken standen – erbaut zu einer Zeit, als diese nur einen Bruchteil dessen gekostet hatten, was man heute dafür hinlegen musste. Inzwischen war die Stadt näher gerückt, und die Häuser lagen längst nicht mehr so abgeschieden wie früher.

Er war schon öfter hier gewesen. Dass es sich um Ferienhäuser handelte, hatte er erst begriffen, als er sie im Herbst leer vorgefunden hatte. Sie waren gar nicht mal so klein und ziemlich stabil gebaut. Alle bestanden aus Stein und hatten ein Ziegeldach, manche sogar noch eine Garage daneben. Es waren Häuser für die vom Schicksal Begünstigten, die irgendwie genügend Geld zusammenbekommen hatten, um sich ein zweites Domizil leisten zu können. Gott gab und Gott nahm, und manchmal gab ER denen, die bereits genug hatten, und nahm von denen, die es nicht geschafft hatten, einen gewissen Lebensstandard zu erreichen. Dabei wurde ER allerdings von einer Schar Beamter

unterstützt, was man IHM durchaus übel nehmen konnte, weil ER nun einmal über alles bestimmte, auch über die Beamten. Man konnte IHM also durchaus Vorwürfe machen, aber das war sinnlos, denn Vorhaltungen gegenüber war ER taub. ER ließ es einfach geschehen, und das zweifellos zu Recht, denn es gab auch noch so etwas wie Selbstbestimmung. Die durfte man nur nicht zu wörtlich nehmen, wegen der Beamten. So nahm Gott einen in die Zange und war am Ende immer fein raus.

Wenn es ihm nicht gut ging, fragte er sich schon ab und an, ob man Gott Launenhaftigkeit vorhalten konnte. Willkür. Vetternwirtschaft. Aber solche Fragen waren verkappte Vorwürfe, und denen gegenüber war ER wie gesagt taub. Womit der Kreis geschlossen wäre. In gewisser Weise gefiel ihm das, denn er mochte logische Gedankengänge, auch wenn sie zu einem alles andere als ermutigenden Schluss kamen.

Zum Glück kam es immer seltener vor, dass es ihm nicht gut ging. Vielmehr wurde er immer pragmatischer, ja fatalistischer. Doch das konnte gefährlich werden. Abstumpfung führte dazu, dass man hungerte, im schlimmsten Fall sogar erfror, weil man sich nicht richtig um sich kümmerte. Doch ihm würde das nicht passieren, zumindest nicht in absehbarer Zeit. Ein aufmerksamer Straßenbahnschaffner hatte seinen Selbsterhaltungstrieb geweckt und ihn an diesem kalten Abend zu einer Zeile mit Häusern von vom Schicksal Begünstigten geführt. Niemand würde ihm Probleme machen, wenn er sich in den verlassenen Behausungen kurz umsah.

Es ließ sich auch nicht mehr länger hinausschieben. Bald war Weihnachten, auch wenn ihm entfallen war, wann genau. Aber das bedeutete, dass die Häuser wieder bewohnt sein würden. Dann würden die Fenster hell erleuchtet sein,

Lichterketten in speziell dafür angepflanzten Tannen hängen, Feuerkörbe glühen und überall Autos parken.

Das hier war seine Chance, und sei es nur, weil ihm überall sonst der Zugang zu Licht und Wärme verwehrt blieb. Deshalb nahm er den Weg zu dem Haus, das er die »Nummer fünf« getauft hatte. Er war schon einmal dort gewesen, hatte es aber immer fest verschlossen vorgefunden – ganz im Gegensatz zu den Häusern Nummer zwei und sieben beispielsweise, wo man die Lektion erst gelernt hatte, nachdem er vorbeigeschaut hatte. Diese Unbekümmertheit hatte ihn gestört. Das war natürlich paradox, aber ein gewisser sportlicher Ehrgeiz musste schon sein. Andere schlossen ihre Häuser ab, und man selbst nahm die Herausforderung an, sich dennoch Zutritt zu verschaffen. »Einbrechen« war ein Wort, das er nie benutzte. Einbrechen war kriminell, und kriminell war er kein bisschen: Kriminelle waren ungebildet, konnten sich nicht ausdrücken, hatten Tätowierungen und trugen Kettchen aus Katzengold, außerdem wandten sie Gewalt an. Er verschaffte sich Zutritt und sah nach, ob die vom Schicksal Begünstigten ihm vielleicht etwas abtreten konnten.

Im Haus Nummer fünf brannte Licht, das hatte er bereits von Weitem gesehen. Doch davon ließ er sich nicht abschrecken, denn in der Einfahrt funkelte ein dickes Auto. Obwohl er schlechte Erfahrungen mit anwesenden Hausbewohnern gemacht hatte – sie erschraken, es entstand unnötig Panik, manche wurden sogar aggressiv, wofür er viel zu alt und friedliebend war –, durfte man ein nicht abgeschlossenes Auto nicht unterschätzen. Denn darin konnten Dinge liegen, die von den Begünstigten nicht genügend geschätzt wurden. Sie ließen sich zwar nicht immer umgehend zu Geld machen, doch ausgeschlossen war es nicht.